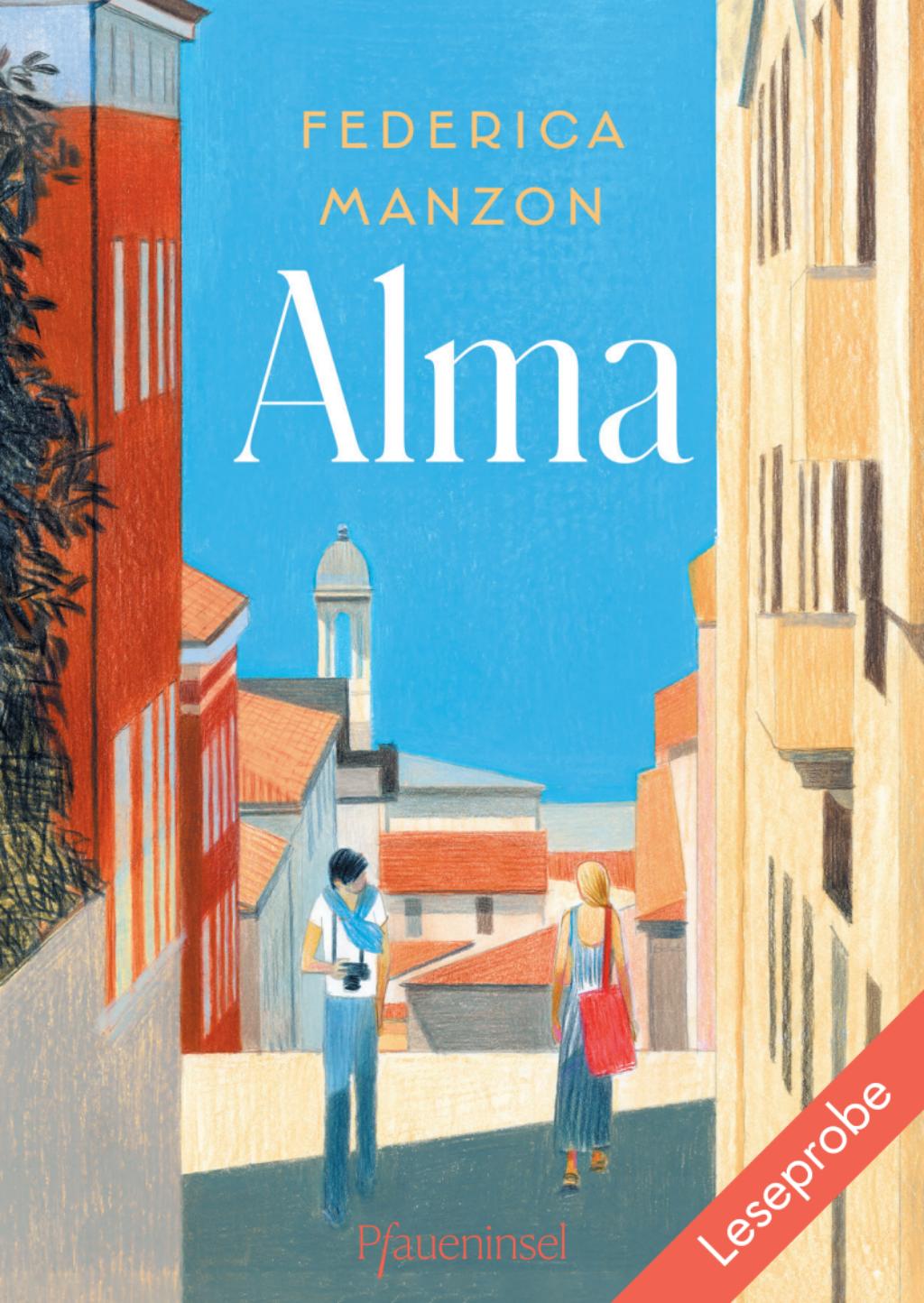


FEDERICA
MANZON

Alma



Pfaueninsel

Leseprobe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Pfaueninsel Verlag

Titel der italienischen Originalausgabe:
»Alma«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2024 by Federica Manzon
First Italian Edition Giangiacomo Feltrinelli Editore, Milano

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München
Umschlagmotiv: Cristiano Guerri nach einem Motiv von Andrea Serio, Triest
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Minion Pro
Druck und Verarbeitung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany
ISBN 978-3-69131-006-1

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de

INSEL

Im April pendeln nur wenige Boote vom Festland zur Insel. Sie wandert durch das verschlossene Dorf: Eine Frau mit langen Beinen und Fältchen in den Winkeln der blassblauen Augen, wie vom Aufwachsen in einer windigen Stadt, streift allein zwischen verwaisten Ferienhäusern umher. An manchen Fassaden prangt eine Fahne des Dinamo Zagreb, aufgehängt an einer Wäscheleine, an anderen ist die Mauer mit Einschusslöchern verziert. Alma blickt zum Kirchturm empor und sieht eine Möwe, die ihre Flügel reckt. Heute Morgen hat sie im Hotel auf der Insel angerufen, gefragt, ob es möglich sei, ein Zimmer zu reservieren. Das sei möglich, lautete die widerstrebende Antwort. Die Zeiten haben sich geändert, doch die Insel bewahrt sich ihre Unfreundlichkeit.

Derweil ist der Himmel aufgeklart, licht wie an baltischen Küsten. Ihr ist, als hätte sie ihr ganzes Leben unter solchen Himmeln verbracht, auf der Suche nach etwas, das sich ihr entzieht. In einem Winter in ihrer Stadt im Osten, es muss wohl Ende Februar gewesen sein, wanderte sie durch den Wald des Barons Revoltella, und der Bora-Wind ließ die Bäume zusammenfahren, und sie drückte die Hand eines Mannes, die sich in ihre Manteltasche gestohlen hatte und zitterte. Solche Dinge passierten, sie lernte Menschen kennen, mit denen sie Zeit verbrachte, gemeinsam betrach-

teten sie den Himmel, legten ein Stück Weg zurück, und dann ging sie fort.

Die Glocken schlagen die Stunde, der Bootskapitän hat die Steuerkabine betreten, um sich zu vergewissern, dass alles startklar ist. Alma hastet zur Laufplanke, niemand kontrolliert ihren Fahrschein: Sie ist die einzige Passagierin und wirkt wie eine Fremde aus dem Norden. Wo immer sie gelebt hat, hielt man sie für eine Fremde, wegen der Flüchtigkeit ihrer Gesten, als wäre sie stets auf dem Sprung, oder weil sie eine Winzigkeit zu lang zu zögern scheint, ehe sie auf Fragen antwortet, und die Leute glauben lässt, sie würde die Sprache nicht verstehen, keine Sprache, obwohl sie so einige versteht und spricht.

An Deck stützt sie die Ellenbogen auf die Reling und lehnt sich nach vorn, um das sich kräuselnde Wasser zu sehen, kaum beginnen die Motoren zu rollen. Einmal, auf dem Arm ihres Vaters, war ihr der Hut ins Wasser gefallen. Ein Strohhütchen mit blauem Band, in Venedig gekauft. Um sie zu trösten, war der Vater mit ihr unter Deck gegangen, wo viele sogleich aufgestanden waren, um ihm die Hand zu drücken. Er hatte etwas zum Kapitän gesagt, und der hatte aus einem Schränkchen unter dem Steuerpult ein blaues Stoffrechteck mit einem seitlich aufgenähten roten Stern hervorgeholt und es ihr auf den Kopf gesetzt. Sie hatte *grazie* gesagt, und der Kapitän und ihr Vater hatten einen vielsagenden Blick gewechselt.

Die Mütze der Jungpioniere von Jugoslawien hat die Kindheit nicht überlebt, und es gibt keine Fotos von diesem Tag: Nur wenige von ihnen wurden zu festlichen Anlässen verewigt, sofern man nicht das Glück hatte, an den nationalen Paraden teilzunehmen und in der »Vjesnik« oder der »Novi list« zu landen. Alma weiß noch, dass sie blaue Sandalen und ein Matrosenhemdchen trug. Jahrelang hat sie geglaubt,

diese Erinnerung sei ein Hirngespinst, mit der Zähigkeit einer Sahara-Akazie in der Wüste des Familiengedächtnisses gewachsen, dann hatte sie aufgehört, daran zu denken.

Damals fuhr ihr Vater zwei- oder dreimal im Jahr mit ihr auf die Insel. Es lag etwas von Filmfestspielen und Champagnerkelchen in der Luft, die Leichtlebigkeit der blockfreien Länder. Männer in Jackett und Krawatte oder mit weißem Hut flanierten in den Alleen oder zogen in kleinen Cabriolets vorbei; auf dem Golfplatz ästen Rudel junger Hirsche. Alma sprang von den flachen Felsen und tauchte zwischen den faustgroßen Seeanemonen, den Meeräschchen und Brassen. Es war ihr untersagt, an wen auch immer das Wort zu richten, wobei sie sich fragte, wie sie das hätte anstellen sollen, waren deren Sprachen doch ununterscheidbar anders als ihre, nur hin und wieder erkannte sie einzelne Laute, die sie zu Hause im Bus oder am Strand hinter dem Pinienwald hörte, an den die Slowenen aus Contovello zum Baden gingen.

Manchmal waren auf der Insel auch andere Kinder mit dieser blauen Mütze samt rotem Stern, in weißem Hemd und mit einem roten Taschentuch um den Hals. Ihr Vater hatte ihr erklärt, das seien Jungpioniere, und sie hatte gesagt, sie wolle auch Pionierin sein. Warum das? Um so eine Uniform zu haben! Tatsächlich hasste sie es, wenn die Pioniere auf der Insel waren. Sie bildeten eine Bande, einen Stamm, sprachen ein rätselhaftes Idiom und beherrschten eine Zeichensprache, die sie nicht verstand: Sie schlugen die Handflächen und Fäuste gegeneinander, johlten herum, sprangen von den südlichen Klippen, den gefährlichsten, pfiffen auf zwei Fingern. Manchmal schleiften sie Alma auf ihren Streifzügen zu den Villen mit, und durch die Zaunlöcher bespähten sie die livrierten Kellner, die den Grill anfeuerten, während die Vasen auf den großen Steintischen darauf warteten, mit Blumen gefüllt zu werden, und Soldaten an den Toren Wa-

che standen. Keiner der Militärs drohte ihnen oder jagte sie fort, wenn sie lästig wurden, denn der Marschall vergötterte Kinder, ließ sich bei jedem seiner öffentlichen Auftritte mit ihnen fotografieren, küsste sie und nahm ihre Präsente entgegen, finanzierte die Sportfeste, denen er mit seiner Frau und den Funktionären beiwohnte, die im Lauf der Jahre von den Säuberungen verschont geblieben waren.

Zuweilen lief Alma ihrem Vater über den Weg, der in Begleitung von Frauen mit Perlenketten und rauchenden Männern die Alleen der Insel entlangspazierte, er zwinkerte ihr zu, um anzudeuten, dies sei nicht der Moment, alle daran zu erinnern, dass er Vater war. Im Vorübergehen hörte sie ihn jedes Mal eine andere Sprache sprechen, die Worte kamen ihm geschmeidig über die Lippen, gingen sprudelnd ineinander über, sodass es jedem schwerfiel, einen Akzent auszumachen, herauszuhören, woher er stammte oder, besser noch, auf welcher Seite er stand. (Wo war er geboren? Wer waren seine Eltern? Und der Name, den er trug?) Diese eleganten Frauen und Männer wussten nicht, dass ihr Vater ein Herumtreiber war, der betörende Geschichten zu spinnen und beängstigende Schlaflieder zu singen wusste – er kam und ging, ohne dass man sich je sicher sein konnte, wann er nach Hause zurückkehrte. Er war ein Mann, dem nicht zu trauen war. Er machte sich stets nach Osten davon, und Alma und ihrer Mutter blieb nichts anderes übrig, als auf ihn zu warten, ein ewiges Warten.

Almas Kindheit, die mehr oder weniger bis zum Umzug in das Haus auf dem Karst dauerte, war ein Wechsel aus Warten und spannungsgeladenen Nachmittagen, in denen ihre Mutter mit Blechschalen voller gegrillter Ćevapčići und Ajvar, Kipferln und gekochtem Mangold mit Kartoffeln heimkam, das Abendessen für die Rückkehr des Vaters, in dem sie am Ende allein herumpickten. Und wenn Alma als Erwachsene

eine gewisse Überempfindlichkeit gegen das Geräusch von Frauenabsätzen auf Parkett entwickelte, so deshalb, weil ihre Mutter in jenen Tagen vergeblicher Hoffnung das knie- und schulterfreie grüne Satinkleid und Absatzschuhe trug, die quälend zwischen Küche und Wohnzimmerfenster hin und her klackerten, stundenlang, bis sie sich der Dunkelheit ergaben, in die Abstellkammer geschleudert wurden und einen Hauch von Bangigkeit und Schmerz zurückließen.

Als kleines Mädchen wurde ihre Mutter erdrückt von mit militärischer Strenge geordneten Kleiderschränken, steifer, zwischen Lavendelsäckchen und Kernseifenflocken verräumter Weißwäsche, farblich zu den Teppichen und Wänden passenden Sofas, erstickt von der gefälligen Ordnung und dem guten Geschmack, weshalb sie eine unbändige Schwäche für jede Art von Instabilität und pathologischer Unrast empfand: Entschlossen, auf den Wellen des Ozeans reiten zu wollen, weinte sie am Ende dem Ufer nach und ruderte auf einem untüchtigen, dem stürmischen Meer ausgelieferten Floß herum. Als junge Frau hatte sie Kunstgeschichte studiert, weil man ihr sagte, sie wisse sich stilvoll zu kleiden, doch wenige Prüfungen vor dem Abschluss hatte sie die Universität verlassen und Almas Vater, den Slawen, geheiratet, was ihr Drogungen, Verwünschungen und schließlich die unterkühlte Feindseligkeit ihrer Eltern einbrachte. Sie besaß keine besonderen Fähigkeiten, kochte nicht, hatte keine Ahnung, wie man Laken unter Matratzen steckte, die Gegenstände fielen ihr aus den Händen und hinterließen Flecken auf dem Parkett, das schließlich mit dem klebrigen Film von Kneipentischen überzogen war. Kein einziges Mal in ihrem Leben war sie zu einer Verabredung pünktlich gekommen. Doch sie

liebte Pflanzen und blühende Gärten, und ihre Wohnung war lebendige Natur, die gegen die Schmutzwäsche, die kaffeeeverkrusteten Tässchen und den von Krümeln übersäten Tisch ankämpfte. Sie hatte eine Anstellung in der »Stadt der Irren« genannten psychiatrischen Klinik gefunden, weil sie zum Bewerbungsgespräch mit einer Vase voll Rosen aufgetaucht war, und das hatte dem Doktor gefallen, der die Dinge revolutionieren wollte, also hatte er sie eingestellt, damit sie ein wenig Frohsinn hineinbrachte.

An manchen Abenden hörte Alma sie im Schlafzimmer weinen. Lass uns Papa suchen gehen, sagte sie dann zu ihr, doch ihre Mutter schüttelte den Kopf, sie hätte nicht sagen können, wo er war, irgendwo jenseits der östlichen Grenze, in irgendeinem Hotel Jugoslavija und vielleicht in irgendjemandes Villa. Mit dem Saum des Lakens, auf dem schwarze Schlieren zurückblieben, wischte sie sich die Tränen fort und sagte, sie würden nirgendwohin gehen, sie würden in der Stadt bleiben, denn Papa käme immer zurück. Und mit sieben oder zehn Jahren begriff Alma, dass nicht die Familie, sondern die Stadt ihren Vater zurückrief. Hätte jemand ihr eines Tages gesagt, dass sie in dieselben Fußstapfen treten würde, sie hätte ihn entsetzt angestarrt.

Mit der Trägheit eines Handelsreisenden überquert das Boot das kurze Stück, das die Insel vom Festland trennt. Über dem Meer ist die Bora aufgefrischt. Die Silhouette des Hotels taucht in der Ferne auf, umgeben von hellgrauem Dunst: Eine Fassade wie ein österreichisch-ungarisches Sanatorium oder ein aus der Zeit gefallenes Balbec; wer weiß, ob die Dienstmädchen noch die dicken, fleischfarbenen Strumpfhosen tragen, ob die geschniegelten Barmänner überlebt haben,

und das Porträt des Marschalls über dem Spirituosenregal? Wie alt war sie, als sie das letzte Mal hier gewesen ist? Damals nahm sie die Sprache und das Unbehagen des Vaters nur undeutlich wahr.

An der Spitze der Mole blickt jetzt ein Mann mit den Händen in den Taschen zum Festland hinüber. Sie reist mit einer Umhängetasche, die das Gewicht eines Laptops, eines Buches, einiger Pullis, der Wechselwäsche und eines Waschbeutels mit dem Nötigsten wiegt: Sie hat den Aufbruch spontan beschlossen, um den Vorbereitungen keinen Raum zu lassen, die sie womöglich zum Umdenken bewegt und ihr geraten hätten, es sein zu lassen.

Als sie von Bord geht, begrüßt sie der Mann mit den Händen in den Taschen auf Deutsch.

Verlassenheit umweht das Hotel. Die alten Wandlampen erhellen den Eingang und werfen ihr gelbes, auf manchen Kodak-Filmen gebanntes Licht in den Raum, der Teppichboden ist noch immer ockerfarben, die Bernsteinaschenbecher und die Sessel, in die sich die Hollywoodschauspielerinnen sinken ließen, haben überlebt. Sie meldet sich auf Englisch an, der junge Mann an der Rezeption ist halb so alt wie sie, studiert aufmerksam den Pass, den sie ihm ausgehändigt hat, und ahnt nicht, dass sie seine Sprache spricht. Kommentarlos reicht er ihr die Schlüssel.

Die Korridore im zweiten Stock gleichen denen eines sowjetischen Internats, fehlt nur die Putzgenossin auf dem Stuhl vor der Tür der Gemeinschaftstoiletten, die rationiertes Klo-papier oder Zeitungsstreifen ausgibt. Allerdings war dies ein Parteihotel, die Details sind gepflegt, es gibt Reisefotografien an den Wänden und Parkett in den Zimmern, in jeder Badewanne tropft rostiges Wasser und an der Decke flackert Neonlicht.

Sie tritt auf den Balkon des Zimmers, der Wald auf der

Rückseite ist still und verwildert. In ihrer Erinnerung ähnelte er einem weitläufigen englischen Garten. Die Vergangenheit verklären, die Konturen der Wirklichkeit verändern, darin versteht sie sich bestens: Das hat sie als kleines Mädchen gelernt, als ihre Zeit von der Mutter, dem Vater und den Großeltern mütterlicherseits umkämpft war, gegnerische Welten, zwischen denen sie eine Schnur spannen musste, die alle davon abhielt, den Verstand zu verlieren. Da war das Leben mit ihrer Mutter, in dem sich schmutzige Teller in der Spüle stapelten, die Aschenbecher vor Zigaretten und die Sofas vor Gästen überquollen, die kamen und gingen und das Haus mit Pizzakartons, Weinflaschen, Großstadtakzenten und lärmender Fröhlichkeit füllten, manchmal kreuzten auch die Verrückten auf und bissen Almas Puppen in die Füße, als wären sie aus Kaugummi. In dem Leben konnte sie sich frei bewegen: Sie verbrachte den Nachmittag im Garten oder mit dem Fahrrad auf den Gehsteigen rund um das Haus. Wenn sie hinfiel und sich das Knie aufschlug, hörte ihre Mutter sie nicht, denn die Nacht war schlaflos und am Nachmittag erholte sie sich und steckte sich Wachs in die Ohren, also heulte Alma ein Weilchen, kam darüber hinweg und radelte wieder los, ohne dass irgendjemand sie mahnte, sich nicht zu weit zu entfernen. Da war das Leben mit den Großeltern, das ihr das liebste war, mit dem Nachtagskakao und den gepflegten Unterhaltungen, den Ölgemälden an den Wänden und den Kissen mit Jagdszenen auf dem Sofa, dem festen Glauben, sie würde das Silberbesteck, die Baccarat-Gläser und ihre elegante, mondäne Lebensart erben, und nicht deren Tochter, vor der Alma die antiken Münzen, die sie ihr zum Geburtstag schenkten, auf großelterliches Anraten besser verstecken sollte. Bei ihnen ruhte Alma sich aus, es gab stets einen sauberen Schlafanzug unter dem Kissen und Obst zum Frühstück, einen freien Tisch, an dem man Hausaufgaben machen

konnte, und ordentlich gespitzte Bleistifte. Und dann war da ihr Vater. Eine blonde Vogelscheuche, die urplötzlich am Horizont auftauchte, groß und rank in der Luft, die um ihn her stets sommerlich war: Das auf dem Rücken zerknitterte weiße Hemd, die auf den Hüften hängenden Hosen, das staunende, luftige Lächeln. Ihr Vater, der verschwand und wieder auftauchte, sie auf die Insel der Kommunisten brachte, als kleine Pionierin verkleidete und ihr die schwermütigen Lieder des Balkans beibrachte, sie Sliowitz mit der Zungenspitze kosten ließ und mit ihr, wenn er heimkam, ins Kino ging.

Alma fröstelt, der Wald streckt sein Halbdunkel bis zu den Zimmern, lässt die Temperatur um einige Grade fallen und verwehrt den Trost der Aprilsonne; sie bemerkt, dass sie das Balkongeländer fest umklammert, als fürchtete sie, hinunterzufallen. Sie betrachtet die über den Knöcheln gespannte Haut, die wächsern wirkt, die hervortretenden Fingerknochen, sie hat aufgehört, Ringe zu tragen, als ihr klarwurde, dass sie nicht helfen würden, die Menschen zusammenzuhalten.

Willst du in den Zoo?, fragte ihr Vater, kaum hatten sie einen Fuß auf die Insel gesetzt, auch wenn sie schon etliche Male dort gewesen waren. Die aus Guinea eingetroffenen Steppen- und Bergzebras, die Zebus, ein Gastgeschenk des indischen Premierministers, die Schafe aus Somalia mit ihrem milch-weißen Körper und der schwarzen Schnauze, die Antilopen. Lass uns zu Sony und Lanka gehen!, ermunterte er sie gut ge launt, und dieser Überschwang genügte, um ihr das Kribbeln zahlloser elektrischer Funken durch die Glieder zu jagen.

Er mochte die beiden Elefanten, die das Geschenk einer indischen Prinzessin waren, oder er mochte die Geschichte der indischen Prinzessin. Der Besuch währte nur kurz, mit-

tendrin tauchte irgendjemand auf und rief nach ihm, und er streifte sich das Jackett über die knochigen Schultern. Und obwohl er elegante Hosen und ein makelloses Hemd trug, vermochten diese Kleidungsstücke nicht, ihm die Flüchtigkeit eines Menschen zu nehmen, der kurz an die Festtafel tritt, um anzustoßen, und dann im Staub der Welt verschwindet. Er sprang in eines der Cabriolets, die ihn dorthin brachten, wo das Fest tobte, wo Entscheidungen getroffen wurden. Die exotische Erregung verschwand mit ihm: Sony und Lanka wurden wieder zu zwei in einer schummrigen Ecke des Geheges auf Stroh abgeladenen Dickhäutern, irgendwo im Park hörte man die Büffel streiten, das Galoppieren des Zebrarudels, das die Erde erbeben ließ.

Die Zeit auf der Insel dehnte sich aus und wurde unendlich, einen ganzen Sommer lang.

Die am Rand der offiziellen Feierlichkeiten vergessenen Kinder waren in Gruppen unterwegs und seilten sich ab. Sie suchten das Meer jenseits des Parks, kletterten zwischen den Felsen hinab und standen mit den Füßen im Wasser, um die Seeanemonen zu streicheln und winzige Wellen zu den stacheligen schwarzen Seeigeln zu schicken. Manchmal näherten sich kleine Brassen, und sie streckten die Hände aus, um sie zu berühren, und stellten sich vor, sie in Haifische oder Wasserschlangen mit zehntausend Zähnen zu verwandeln. Sie hingen wer weiß welchen Gedanken nach, unfähig, sich vom Wasser loszureißen, bis sich eine Welle mit Wucht an den Felsen brach und ihnen die Haare durchnässte.

Die Insel ist ein Schluessel, doch sie weiß nicht, welche Schublade er öffnen soll. Jetzt ist sie von der Bora umtost und einsam, doch zu Zeiten der Reisen mit ihrem Vater gab es eine Begrüßungsschar, Autos mit Chauffeur, Schauspielerinnen auf hohen Absätzen und große Aufregung in den Hinterzimmern des Hotels. Wenn Frauen da waren, lag ein Prickeln

in der Luft, die Diplomatie machte sich locker, und die Gäste verfielen in Ferienstimmung, ihr Vater entspannte sich. Sie verbrachten mehr Zeit miteinander und jagten den weißen Pfau oder schwammen in der Bucht bei den römischen Ruinen, wo das Wasser warm war: Er konnte lang unter Wasser bleiben, tauchte zum Grund und suchte die größten Steine, um sie umzudrehen und Algenkolonien freizulegen, Zahnbrassen schwärmten herbei und folgten ihm wie einem magischen Rattenfänger aus der Unterwelt. Die Kinder sprangen ihm nach, und er brachte sie in allen Sprachen zum Lachen.

Alma wusste nie im Voraus, wann es auf die Insel ging. Irgendwann stand ihr Vater unangekündigt in der Tür des Hauses auf dem Karst, in das es sie verschlagen hatte, als sie die Brücken zu den Großeltern mütterlicherseits abgebrochen hatten: Stets aufgedreht, glücklich, mit einem Stapel zerlesener Zeitungen unter dem Arm, in den Augen das fiebrige Funkeln eines Menschen, der sich vom Strom der Nachrichten nicht losreißen kann. Dann verkündete er den Aufbruch am nächsten Tag, führte ihre Mutter zum Abendessen in eine Osmiza in Samatorza oder zu den Fischern von Duino aus. Er besaß die Fähigkeit, jeden Augenblick großartig zu machen, eine Gabe der Unsteten, der Egoisten oder jener Menschen, die stets im Aufbruch zu etwas Unwiderstehlichem sind, das die anderen, die Familienangehörigen zumal, nicht verstehen. Am nächsten Morgen machten sie beide sich wie Flüchtige bei Tagesanbruch auf den Weg, Alma schleifte ihr Kissen hinter sich her.

—

An diesem Apriltag sind die Alleen auf der Insel verwaist und trostlos, vor dem Museum parkt der Cadillac des Marschalls, doch niemand poliert ihn mehr, er ist eine Reliquie unter

Glas, die zu Hochzeiten von Jugo-Nostalgikern vermietet wird. Eine Hinweistafel erklärt, dass er ein Geschenk der nach Kanada Emigrierten für jenen Mann war, der mehr als ein Staatschef gewesen ist, ein tapferer Kämpfer, der es verstand, Väterchen Russland den Gehorsam zu verweigern und ungestrafft davonzukommen. Alma erinnert sich an den Marschall. Ging er an der Mole von Bord, schlüpften die Männer in ihre Jacken. Er war kräftig, unerschütterlich, braungebrannt. Sie hat ihn groß in Erinnerung, doch vielleicht war er es nicht. Er hatte grünliche, energische und ruhige Augen (manche sagten, sie hätten die Farbe von Vergissmeinnicht, »Natternaugen«, schrieben die Amerikaner in ihren Berichten). Er lächelte mit verführerischer Aufrichtigkeit. In den Erzählungen ihres Vaters auf dem Felsen, mit den Füßen im lauwarmen Wasser der Bucht, wurde er zu einem Herrscher mit der Aura eines Kriegers: Er besaß dreizehn goldene Schwerter, ein Dutzend Ordensketten, ebenfalls aus Gold und besetzt mit Brillanten, sechzehn jugoslawische und neunundneunzig ausländische Ehrenzeichen. In der vom Kalten Krieg geteilten Welt verehrten ihn alle, wie es bei Diktatoren angezeigt ist. Ein paar Jahre später schlich sich in diese glorreichen Erzählungen ein zwiespältiger Unterton: Zur Maiparade hatte eine Gruppe Studenten einen riesigen Spiegel auf den Schultern vor die Tribüne getragen, damit sich der Herrscher oder Despot darin spiegeln konnte. Alma hatte nicht begriffen, ob diese Tat bewundernswert oder verwerflich war.

Einmal hatte der Marschall auf der Insel das Wort an sie gerichtet und war ihr dabei so nahe gekommen, dass sie die gelben Sprengel in seiner Iris hatte flackern sehen und vor Angst zurückgewichen war, sie hatte sich zwischen den anderen Kindern der Choreografie versteckt, und er hatte ihr zugelächelt.

Zum letzten Mal sah sie ihn an einem Tag der Abrechnung

unter einer prasselnden Septembersonne. Ihr Vater hatte sie ermahnt, los, geh, lass dich hier nicht blicken, und sich vom Barman in weißem Hemd und Fliege eine Travarica einschenken lassen.

Alma hatte sich auf den Weg zum Byzantinischen Castrum auf der anderen Seite der Insel gemacht, doch unterwegs hatte der Wind über den leeren Feldern und im rauschenden Wald ihr Angst eingejagt: Ein einsames, kleines Mädchen mit einem roten Taschentuch um den Hals, das im Schatten der Militärbasis und des Kupelwieser-Mausoleums umherstreifte. Entgegen den Anweisungen ihres Vaters war sie zum Hotel zurückgekehrt, die im kleinen Hafen festgemachten Boote waren fort, von menschlichem Leben keine Spur.

Sie war die wenigen Stufen zum Atrium hinaufgestiegen und an die großen Fenster des Speisesaals getreten, die Scheiben waren fast gänzlich von den Samtvorhängen verhüllt, um den Innenraum vor dem Blendlicht zu schützen. Drinnen brannten die Lampen und Zigarettenqualm erfüllte die Luft. Ein kleines Mädchen im Sonnenschein, das in einen schummrigten Saal spähte: Sie konnte das ovale Tischchen mit dem Bernsteinaschenbecher auf dem Häkeldeckchen sehen, die Männer mit den Ellenbogen auf den Knien, den Marschall, dem sich alle zuwandten und der entspannt zurückgelehnt in einem Bambussessel saß, eine Zigarette zwischen den Fingern. Er starre zur Fensterfront, als wäre er weggedämmt oder in Wehmut nach jemandem versunken.

Dann war ihr Vater aufgetaucht, mit der Geschmeidigkeit eines blonden Schwimmers, der gerade aus dem Becken gestiegen ist, er trug keine Krawatte, und dieses Detail unterschied ihn von allen anderen. Er zog einen Stuhl Richtung Tisch, hielt sich in der zweiten Reihe und lehnte sich nach vorn, als wollte er eine Schachpartie verfolgen. Jemand sagte etwas zu ihm, doch er tat keinen Mucks, und der andere beließ es dabei.

Die Sonne wärmte Almas Rücken und machte die Lauer behaglich.

Sie begriff, dass der Marschall ihren Vater ansprach, als die Männer sich zu ihm umdrehten und wie ein Vorhang zur Seite wichen, damit das Licht dieser grünlichen oder gelben Augen auf ihn fiel, der angefangen hatte, mit dem Stuhl zu kippeln. Sie hatten sich eine Weile lang angesehen, Gott und die Kreatur, dann hatte ihr Vater den Stuhl wieder ins Gleichgewicht gebracht und einen sehr kurzen Satz gesagt. Die Männer ringsum hatten die Arme verschränkt, und er hob wieder zu sprechen an, diesmal lang. Der Marschall hielt den Kopf unmerklich zur Fensterfront gewandt.

Ihr Vater redete und die anderen saßen mit verschränkten Armen da, manche hatten sich die Hand vor den Mund geschlagen. Alma wusste, hätte sie sich in dem Moment gerührt, hätten alle sie entdeckt. Noch immer schien die Sonne gleichmütig auf ihren Rücken. Der Marschall sagte etwas, ohne den Blick von den Fenstern abzuwenden, und ihr Vater stand auf. Sie fürchtete schon, er hätte ihm befohlen, seine Tochter verschwinden zu lassen, wie der Gott der Hebräer, der das Opfer der Unschuldigen fordert, jedoch ohne die Macht, dem Einhalt zu gebieten.

Erst wenige Monate zuvor hatte ihr der Großvater erzählt, dass die Leute jenseits der Grenze grundlos beseitigt wurden – das Idol ihres Vaters schickte seine Gegner auf eine Insel, die ein Gefängnis war, ein Lager wie bei den Nazis, weißt du, *Schatzi?*, und man hörte nichts mehr von ihnen. Ihr war der Zweifel gekommen, es könnte dieselbe Insel sein, die sie mit ihrem Vater besuchte, doch konnte sie den Großvater nicht danach fragen, weil sie versprochen hatte, die väterlichen Ausflüge nach Osten niemals zu verraten, erst recht nicht dem Großvater. Pionierehrenwort? Was soll das heißen? Egal. Ja, Pionierehrenwort.

Ihr Vater hatte sie nicht geholt, um sie dem tyrannischen Gott zu opfern, er hatte sich nicht von seinem Platz gerührt. Er stand da und fuhr sich mit der Hand über den Hals, der mager aus dem weiten Hemdkragen hervorstak. Einer der Männer mit ihren an die Brusttasche gehefteten Plastikausweisen hatte geredet, und der Sitznachbar ihres Vaters hatte ihm das Notizbuch aus der Hand genommen und es mit einer Geste, mit der man ein in der Suppe gefundenes Haar fortschnippt, auf den Tisch fallen lassen.

Jetzt lag das blaue Notizbuch zwischen den Bernsteinaschenbechern auf den Häkeldeckchen – eine Tretmine, vor der man den Atem anhält, um sie nicht in die Luft gehen zu lassen. Niemand fasste es an. Ihr Vater knetete sich noch immer den Hals, der Marschall starre weiter zur Fensterfront. Ein Mann mit gestreifter Krawatte hatte etwas gesagt, doch er hatte ihm das Wort abgeschnitten. Jetzt waren alle stumm. Ihr Vater machte Anstalten, sich hinzusetzen, und ließ es dann sein.

Sie meinte, die ihn umgebende Stille berühren zu können wie eine zähe, klebrige Masse. Der Marschall drückte die Zigarette im Bernsteinaschenbecher aus, ihr Vater streckte die Hand, um nach seinem blauen Notizbuch zu greifen, doch der Mann neben ihm hielt seinen Arm fest, und ein anderer ließ das Notizbuch in eine Aktenmappe gleiten. Der Marschall lächelte der Fensterfront zu und winkte, und ein Kellner kam, um die Vorhänge gänzlich zuzuziehen.

Daraufhin war Alma weggelaufen, so weit sie nur konnte, damit ihrem Vater nicht der Verdacht kam, sie könnte alles gesehen haben.

—

Auch heute wärmt die Sonne die Luft, auch heute ist im Park der Insel keine Menschenseele.

Der junge Mann an der Rezeption blickt von seinem Handy auf, als sie an ihm vorübergeht, eine blonde Frau, groß wie eine Schwedin, eine türkisfarbene Windjacke eng um die Schultern gezogen, die viel zu dünn für die Jahreszeit ist. Sie wechseln einen Blick. Der Junge schaut wieder auf sein Handydisplay.

Alma verschwindet aus seinem Sichtfeld und betritt das des Mannes, der sich von der Mole nicht weggerührt hat, sie nun Richtung Bucht gehen sieht und für eine allein reisende Fremde hält, eine kauzige Erscheinung, eine Gestörte. Der Wind schüttelt sie wie einen Apfel und reißt ihr die Gedanken vom Leib. Im Wäldchen ist kein Rotwild mehr, und der weiße Pfau lässt sich nicht blicken, falls es ihn noch gibt.

An jenem letzten Tag auf der Insel war es bereits dunkel, als ihr Vater sie fand, und die Grillen hatten die Zikaden längst abgelöst. Er war mit keuchendem Atem zum Leuchtturm gekommen, und zum ersten Mal war ihr klargeworden, dass sie für ihn etwas Kostbares war, jemand, den nicht wiederzufinden nicht gleichgültig war. Er hatte sie beim Arm gepackt und sie unsanft oder angstvoll vom Mäuerchen gezerrt. Er schien etwas sagen zu wollen, tat es aber nicht, und sie hatten sich auf den Weg zum Bootsanleger gemacht. Jetzt fragt sie sich, ob ihre Eigenschaft, an der Seite geliebter Menschen zu schweigen, ein Erbe aus diesen Tagen mit ihrem Vater ist, eine Wesensart, derer sie sich nie bewusst war, bis jemand sie irgendwann darauf aufmerksam machte.

An jenem Tag wartete das Boot an der Mole, und sie waren an Bord gegangen, ohne zurückzuschauen, ließen Balbec hinter sich, das wohl eher ein Kastell war, nicht wissend, ob sie wiederkehren würden. Sie gingen zum Vorderdeck, lehnten sich an die Reling und starrten eine Weile in die Gischt

der Wellen, die der Bug in zwei symmetrischen Fächern aus-einandertrieb. Die fernen Lichter des Festlandes waren win-zige Pünktchen, kaum größer als Sterne und nur unmerklich wärmer, und während das Boot leichtgängig über das Wasser glitt, senkte sich die Nacht über das Meer.

»Es gibt etwas, das du lernen musst, Alma. Es ist sehr wichtig, dass du es dir merkst«, hatte ihr Vater im Dunkel von Wasser und Himmel plötzlich gesagt. »Im Leben kannst du noch so viele Freiheiten haben, doch wenn du nicht die Frei-heit hast, zu sagen und zu schreiben, was du denkst, braut sich etwas sehr Hässliches zusammen.«

Sie verstand, dass er sich auf das blaue Notizbuch bezog, aber nicht, dass er von seinem Leben sprach.

»Weißt du, wer der Mann ist, mit dem ich heute geredet habe?«

»Marschall Tito«, sagte sie stolz.

»Weißt du, wer das ist?«

»Ein Diktator!« Dies schien der richtige Moment zu sein, den vom Großvater erlernten Begriff zu gebrauchen.

»Von wem hast du das?«

Sie spürte, wie sich die Muskeln seines Unterarms neben ihrem anspannten, und wusste, dass er sie in der Dunkelheit eindringlich ansah. Also hielt sie den Blick aufs Wasser ge-heftet; sie würde den Großvater nicht verraten, denn in der Familie galt Spionieren als einer der schändlichsten Frevel, begangen von Menschen, für die man die größte Verachtung hegte.

»Ohne Tito hätte das Land die Nazis nicht besiegt.« Die Stimme ihres Vaters war stahlhart geworden. »Als der Krieg zu Ende war, hat er entschieden, ob man an der Seite der Ver-einigten Staaten oder an der Seite Russlands stehen sollte, wusstest du das?«

Er schwieg und wartete, dass Alma etwas sagte.

»Und an wessen Seite stehen wir?«, fragte sie.

»Wir beide stehen an niemandes Seite«, erklärte er. »Denn sobald Menschen an die Macht gelangen, kungeln sie alles untereinander aus, sodass einem nichts anderes übrigbleibt, als sich auf niemandes Seite zu stellen, sich nichts befehlen zu lassen, seinen eigenen Kopf zu haben.«

»Aber Amerika und Russland sind keine Menschen!«

»Das macht keinen Unterschied.« Mit einer zutiefst zärtlichen Geste hob er ihr Kinn, damit sie ihn ansah und um sicherzugehen, dass ihr seine Worte in der Dunkelheit nicht entgingen. »Es mag seltsam klingen, aber manchmal funktionieren Länder wie Menschen. Stell dir zwei vor, die sich hassen, Amerika und Russland, und mit allen Mitteln versuchen, einen Dritten für sich zu gewinnen, weil sie glauben, dadurch stärker zu werden. Amerika und Russland haben versucht, Marschall Tito zu verführen wie die Sirenen in der Geschichte von Odysseus, jeder bot ihm große Geschenke und Versprechen. Aber du darfst nie jemandem glauben, der dir etwas versprechen muss, in Ordnung?«

Alma nickte.

»Im Ernst, das ist wichtig. Hast du es wirklich verstanden?« Sein Blick war ihr so nah, dass sie seinen lauen Atem spürte.

»Ja.«

»Vergiss das nie. Im Leben wird es einen Haufen Menschen geben, die bereit sind, dir ihre Freundschaft, ihre Liebe, ihre Treue zu versprechen, Dinge, die zu versprechen völlig sinnlos ist, weil sie existieren und basta, oder vergehen.«

»Ich hab's verstanden. Du tust mir weh«, sagte sie, denn er hatte, ohne es zu merken, ihren Arm gedrückt.

Ihr Vater ließ sie los und sah woandershin. Er setzte sich auf die lackierten Bänke an Deck und wartete, dass sie sich zu ihm gesellte. Stumm saßen sie nebeneinander. Am Himmel

über ihnen funkeln der Große und der Kleine Wagen, das Sternbild Schwan, Merkur tief am Horizont.

»Papa, ist Jugoslawien dein Land?«, fragte sie, als die rollenden Motoren bereits die Wende zum Anlegen einleiteten.

Er lächelte und hielt ihr die Hand hin, um ihr die Decks-treppe hinunterzuhelfen, wie früher, als sie ganz klein gewesen war.

»Jugoslawien existiert nicht mehr, *zlatο*«, offenbarte er dem Dunkel. Das war im Jahr 1976 gewesen, oder vielleicht an einem Tag, den sie sich eingebildet hat.

—

Das Leuchtturmhaus steht noch, und auch an der Spitze der Insel ist von menschlichem Leben keine Spur. Nur Wind und Felsen – als lauernten Heckenschützen auf den Dächern. Die Insel ist eine Atempause oder ein Übergang, Alma hat beschlossen, zuerst hierherzukommen, bevor sie in ihre Geburtsstadt zurückkehrt und sich mit dem Erbe ihres Vaters befasst, das ganz unverhofft kam, als es bereits zu spät schien, um mit der Familie, der Vergangenheit, den Toten und den Wurzeln reinen Tisch zu machen, jenen Dingen, die in der Erde begraben sind.

Viele ihrer Freunde hatten nach dem Tod eines Elternteils das Bedürfnis, an die Orte ihrer Kindheit zurückzukehren und in der Vertrautheit der Straßen und Kreuzungen einen Klebstoff zu finden, der sie wieder zusammenfügte und ihnen von den Menschen erzählte, die sie gewesen waren. Doch für Alma ist die Stadt ihrer Kindheit ein Ort der Zersplitterung, ein Kaleidoskop möglicher Leben – all der Leben, die ihre hätten sein können, hätte sie sich für diesen, statt für jenen Weg zu entscheiden, hätte sie etwas treu zu bleiben und menschliche Beziehungen zu pflegen vermocht wie ihre

Mutter die Rosen, mit Stecklingen im selben Topf. Doch sie besaß keine Beständigkeit, liebte Pflanzen kurz vorm Erblühen, und vergaß dann, sie zu gießen oder ihre Erde zu wechseln, und sie starben, so zäh sie auch waren. Warum erzählst du nie etwas von dir?, fragten ihre Freunde, die sie nach und nach fand und wieder verlor, und meinten: Warum erzählst du nie etwas von deiner Vergangenheit, von den Orten, an die du gehörst? Zunächst einmal, weil sie nicht gewusst hätte, wo sie anfangen sollte.

Von ihrer Kindheit erinnert sie die Insel, die Tage als kleine Pionierin, doch diese Erinnerungen hat sie längst hinter sich gelassen und ist sich nicht sicher, sie wirklich erlebt und sich nicht vielleicht ausgedacht zu haben, als Ersatz für das Leben mit ihrem Vater. Aus ihrer Gabe, Fakten in Geschichten zu verwandeln, hat sie einen Beruf gemacht und dabei ein Können gezeigt, das sie auf persönliche Angelegenheiten nicht zu übertragen vermag, erst recht nicht auf die Vergangenheit. Unmöglich. Über gewisse Dinge will sie nicht sprechen. Obwohl ... Nein.

Die dreizehn goldenen Schwerter des Marschalls, der rote Pass ihres Vaters, der ihm volle Bewegungsfreiheit gewährte, diese Freiheit hat sie geerbt und genutzt, um jedes Mal ohne eine Erklärung fortzugehen. Und nun war es – Ironie des Balkans sei Dank – ausgerechnet ihr Vater, der sie zwang, in die Stadt im Osten, am Rand der Nation, zurückzukehren: Er hat eine Botschaft für sie hinterlassen, ein Postsksriptum, das es zu bergen gilt. Etwas, das mehr ist als ein Erbe, eine Erpressung, um sie zurückzuschleifen, ausgerechnet jetzt, da die Zeiten sich ändern. Ein weiterer Krieg steht vor der Tür, hast du vor, auch vor ihm davonzulaufen? Was weiß denn ich, lasst mich in Ruhe.

Sie muss aufhören, sich zu drücken.

Die Insel ist ein zeitloses Diorama, das jede Spannung be-

sänftigt. In der Bucht kann man sich unter den windgekrümmten Strandkiefern verstecken und von der Salzluft einbalsamieren lassen, mit den römischen Ruinen verschmelzen. Die Ruhe der Insel in Ewigkeit. Die Militärbasis hält Wache. Die weißen Pfauen. Der Marschall fand Einbalsamierung abstoßend, er würde nicht wie die russischen Diktatoren enden. Sie muss hier beginnen, den Film zurückspulen und ihn von Anfang an sehen, wie die alten Schwarzweißfilme, die heute nachkoloriert werden und so herrlich kitschig sind. Die Insel war ein Filmset für afrikanische Könige und amerikanische Stars.

Hör auf, dich zu drücken!

Besser, sie kehrt ins Hotel zurück, morgen früh wird sie das Boot zum Festland nehmen, rückwärts bis zur Grenze fahren. Sie weiß noch, wie die Grenze früher war. Heute ist nichts mehr da, nicht einmal der rotweiße Schlagbaum, nicht einmal ein Gewehr. Oder doch, Gewehre gibt es noch, aber nicht für die, die auf den Hauptstraßen reisen, sondern für die, die zu Fuß unterwegs sind und sich in den Wäldern der Wölfe und Bären verlaufen, und wenn die Männer mit den Gewehren diesen Menschen begegnen, reißen sie ihnen die Papiere aus der Hand, verfasst in Sprachen, die sie nicht lesen können. Der Pass ihres Vaters war früher so wertvoll. Dabei ist er wertlos, denn die Freiheit, zu schreiben und zu denken, zählt mehr. Bist du sicher, Papa? Ja, *zlato*. Sie hatte ihm geglaubt, sie glaubte ihm immer. Eine Gewohnheit, die sie nie abgelegt hat: Menschen und Umständen zu glauben, auch wenn es klug wäre, misstrauisch zu sein.

Sie krempelt die Hosen auf und watet bis zu den Waden in die Wellen. Sie schaudert. Ja, morgen früh wird sie aufbrechen, sie muss in die Stadt, denn wenn sie ihn finden will, sind dies die besten Tage: Die orthodoxen Ostertage mit den rot gefärbten Eiern und dem Segen in der Kirche San Spiridione.

Sie macht noch zwei Schritte ins Wasser, die Füße verschwinden im Algenteppich, der die römischen Trümmer bedeckt, eine Krabbe versteckt sich hastig zwischen den Felsen. Diese Schwierigkeit, ihn wiederzusehen. Wen wiederzusehen? Einen Bruder, einen Freund, einen Gegenspieler. Dieses Zögern, dieses Schwanken, dass sie die Stadt gemieden hat, um hierher auf die Insel zu kommen, ist nur eine Geschichte, in der sich eine weitere, schwerer zu erzählende verbirgt.

Ihr Vater hat ihr ein unerwartetes Erbe hinterlassen. Als sie schon glaubte, sich mit der Tatsache abgefunden zu haben, dass er einfach nicht mehr da ist: Sie hatte die Beisetzung hinter sich gebracht, samt all dem Getuschel, weil sie, die Tochter, kein einziges Wort gesagt hatte, bei ihrem Beruf könnte sie wenigstens einen Gedanken verlesen, doch in jenen Tagen hatte sie keine Gedanken, da war nur ein schwarzes Loch, dessen Finsternis jede Absicht und jeden Lebenstrieb verschlang, eine gewaltsame, formlose Rebellion gegen die Zeit, die sie verloren hatte, gegen ihren Vater, der sie hatte glauben lassen, dass Menschen nie wirklich fortgehen, gegen die unerreichbare Verzweiflung ihrer Mutter, die weinte und weinte und allen Trost beanspruchte, was Almas ausbleibende Tränen, ihre Jeans und Turnschuhe noch skandalöser machten, denn sie war in letzter Minute angekommen, hatte weder Gepäck noch eine Sonnenbrille dabei und wäre bei der Beerdigung am liebsten vor den Blicken davongelaufen, wie als Zehnjährige, als sie ihren Vater vermisste und wie wild die Straße nach Wien entlangadelte, fest entschlossen, zu ihm zu gelangen, ganz gleich, wo er war.

Nächtelang hatte sie ihn im Traum gesehen, an Deck eines Bootes auf die Reling gestützt oder sitzend auf den Felsen der Insel. Erst vor wenigen Monaten hatte sie beschlossen, seine

Stimme auf dem Anrufbeantworter zu löschen – nicht mehr als ein *wie geht's, zlato?* –, um nicht durchzudrehen. Und als sie gerade glaubte, mit der Vorstellung der Unwiederbringlichkeit allmählich ihren Frieden zu machen, war eine Mitteilung eingetroffen, die sie über einen abzuholenden Nachlass in Kenntnis setzte, und nun ist sie gezwungen, in die Stadt zurückzukehren, in der sie geboren worden war.

Schon lang ist sie nicht mehr nach Osten gereist. Wie lang? Wenn man sie fragt, macht sie eine vage Handbewegung, wie um zu sagen, sie erinnere sich nicht mehr, aber natürlich erinnert sie sich an das Jahr und den Tag.

Als der neue Krieg in Europa ausbrach, zogen manche Leute Parallelen zu dem, was dreißig Jahre zuvor in dieser Gegend passiert war, der Herausgeber der Zeitung, bei der sie arbeitet, rief sie an und trug ihr auf, sich auf den Weg zu machen. Fahr hin und schau es dir an, bestimmt hast du einen Schlüssel, der dir einen leichteren Zugang verschafft. Nein. Sie besitzt keinen Schlüssel zu ihren Welten. Du bist von dort drüben, du verstehst diese Dinge. *Von drüben*, ein schwammiger Begriff, dehnbar wie ein Gefühl. Die Abfahrt lässt sich in wenigen Tagen organisieren. Kommt nicht in Frage. In einer Zeitung hat sie die Fotos von Donezk gesehen, in den Credits den Namen dieses Bruders oder Freundes oder Gegenspielers. Diesmal sind es Farbfotos, doch die Aufnahme, die den weiten Hintergrund und den entstellten Gegenstand zusammenhält, diese typische Einstellung, wenn man ganz dicht an das Objekt herangeht und Weitwinkel verwendet, ist die gleiche, die sie dreißig Jahre zuvor in einer Wohnung in Belgrad in Händen hielt. Kommt nicht in Frage. Gemeinsam in einem neuen Krieg zu stecken, ist das Letzte, was Alma jetzt will. Dann traf per Post der verpätete Brief mit dem letzten Willen ihres Vaters ein, und plötzlich erschien ihr die Rückkehr in ihre Stadt im Osten

als erträgliches Übel, als Ausrede, um sich aus der Klemme zu ziehen.

»Irgendwann ist es leichter, in den Krieg zu gehen, als nach Hause zurückzukehren«, hatte der Herausgeber zu ihr gesagt, der wusste, wie er sie nehmen musste, und sie deshalb ziehen ließ.

Sie hatte sich gefragt, ob er um die vertrackten Details wusste.

Manchmal hörte sie in den Bussen der Hauptstadt die Sprache der Insel: Dann musterte sie die Menschen, fast immer Frauen, versuchte, sich wortlos neben sie zu setzen, um diesen Stich Vertrautheit zu spüren, der das so teure Gefühl der Nichtzugehörigkeit zu ihrem Leben, ihren Freunden, ihren Liebhabern wiederbelebte, die nichts von ihr wissen: nicht einer, der die Sprachen ihrer Kindheit spricht. Bei den Abendessen auf den Terrassen am Tiber hat sie gelernt, dass sich der Erfahrungsschatz der Leute von ihrem unterscheidet, den man als sonderbar empfindet, weil er keine Gemeinsamkeiten schafft, meist Langeweile oder Argwohn hervorruft und allenfalls Gestörte anlockt. Sie weiß Dinge, die die anderen übersehen und mit denen sie nichts angehen können. Einmal hatte sie erzählt, eines Herbsttages habe der Marschall, der zu einer seiner Abrechnungen in vollem Karacho aus Bukarest zurückkehrte, zu seinen Mitarbeitern gesagt: »Wenn Sie wüssten, wie ich die Zukunft Jugoslawiens sehe, wären Sie schockiert«, oder sie hatte ein Trakl-Gedicht zitiert, das man an sämtlichen Mittelschulen ihrer Stadt auswendig lernte; einmal, während eines Abendessens, bei dem über Politik geredet wurde, hatte sie gesagt, beim Urlaub auf dem Balkan müsse man aufpassen, wo man einen Brinjevec und wo einen Sliowitz bestelle, um niemanden vor den Kopf zu stoßen, selbst der Alkohol sei dort zu einer Identitätsfrage geworden. Wenn sie solche Dinge sagte, schauten

die Umsitzenden sie lächelnd an und wechselten das Thema, sie schienen an derlei Dingen nicht interessiert zu sein, und kaum hatte sie sie begeistert zum Besten gegeben, wollte sie am liebsten verschwinden.

Sie drückt sich, doch mit den Füßen im Aprilwasser ist es schwer, sich lange zu drücken.

Sie geht an Land, trocknet sich die Füße am Gras ab, läuft barfuß wie ein kleines Mädchen bis zur asphaltierten Straße, die zu den Villen führt. Dort schlüpft sie in Socken und Schuhe und folgt dem Weg am Wald entlang, am Zaun mit dem Stacheldraht, der das Militärgelände umgrenzt. Noch immer gibt es einen bewaffneten Posten auf der Insel. Sie stellt sich vor, dass in der Kate, die man in der Ferne erahnt, ein Soldat der heldenhaften Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee ausharrt und von all dem, was geschehen ist, nichts mitbekommen hat. Ein Hiroo Onoda des Balkans, der Serbokroatisch oder Kroatoserbisch spricht und sich in den neuen Landesgrenzen nicht zurechtfände.

Unterdessen hat sich die Sonne auf der Meereslinie niedergelassen und die Luft in ein zuckeriges Orange getaucht. An den Felsen bricht sich das Wasser in Gischttropfen, die Wellen auf dem Meer kräuseln das Blau. Der Wind mischt sich mit ihren Schritten und befreit sie abermals von ihren Gedanken. Sie hat aufgehört, verlassene Orte und das Knacken von im letzten Sommersturm herabgefallenen Zweigen zu fürchten. Doch die Angst vor dem weißen Pfau und die Neugier, das Leben der anderen hinter den Fenstern zu erspähen, sind ihr geblieben.

Sie könnte bei der Bucht halmachen und zum Felsen hinuntergehen, der einst ihrer war und inzwischen unter den

Strandpinien verschwindet, die das Wasser berühren, um dort die Gespenster einer früheren Zeit heraufzubeschwören, doch dieser Ort ist nicht ihrer. Er ist nur ein Bruchstück eines Sommers, der so lang wie ihre Kindheit war, oder nicht einmal das. Ein Innehalten des Lebens, das woanders stattfand, eine vom Geheimnis unwirklich gemachte Zeit. Erzähl niemandem von der Insel, in Ordnung, *zlato?* Ja. Jahrelang hat sie geglaubt, sich alles eingebildet zu haben, den Marschall und das rote Halstuch der Pioniere. Und doch kannte sie die Einzelheiten.

Jene Tage hat es gegeben, die Geografie bestätigt die Zeit. Alle Geschichten enden auf einer Insel, pflegte ihr Vater zu sagen. Doch Alma hat den Verdacht, dass die Insel für sie erst der Anfang ist.

Immer über neue Bücher
informiert bleiben

**Einfach den Pfaueninsel-Newsletter
abonnieren**



Pfaueninsel